

INTEGRATIVE THERAPIE

ZEITSCHRIFT FÜR VERGLEICHENDE PSYCHOTHERAPIE UND METHODENINTEGRATION

Themenschwerpunkt: Evolutionspsychologie und Menschenbild

Leif Edward Ottesen Kennair: Evolutionspsychologie, Lebens-Geschichts-Theorie und Psychotherapie-Integration

Hilarion G. Petzold: Ökosophie, Ökophilie, Ökopsychosomatik

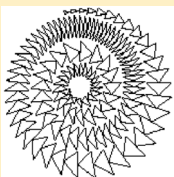
Franz M. Wuketits: Evolution zum freien Willen? Der Wille in evolutionstheoretischer Sicht – Perspektiven für die Psychotherapie

Reinhard Fuhr, Milan Sreckovic und Martina Gremmler-Fuhr:
Das Menschenbild der Gestalttherapie von Frederick S. Perls, Laura Perls und Paul Goodman

Josef Jenewein: Das Menschenbild in der Daseinsanalyse

Josef W. Egger, Menschenbildannahmen in der verhaltenstheoretischen Psychotherapie

Nachruf: Reinhard Fuhr



Editorial

Evolutionpsychologie und Menschenbilder – Neue Perspektiven für die Psychotherapie und eine Ökopsychosomatik

„In einer fernen Zukunft sehe ich ein weites Feld für noch bedeutsamere Forschungen. Die Psychologie wird sicher auf der von Herbert Spencer geschaffenen Grundlage weiterbauen: dass jedes geistige Vermögen und jede Fähigkeit nur allmählich und stufenweise erlangt werden kann. Licht wird auch fallen auf den Menschen und seine Geschichte.“

(*Charles R. Darwin*, Über die Entstehung der Arten 1859/1963, 676)

Für eine Psychotherapie der Zukunft ist „eine ganzheitliche und differentielle Sicht des Menschen mit seinem Kontext/Kontinuum als die Entwicklung zu sehen, in die die Psychologie mit ihren modernen Teildisziplinen geht – die *ökologische Psychologie*, mit ihren Ausfaltungen zu einem „dynamic systems“ Ansatz, die *evolutionäre Psychologie*, die besonders für die Entwicklungspsychologie Bedeutung hat, die *Psychobiologie*, die *Neuropsychologie*.“

(*Hilarion G. Petzold*, „Psychotherapie der Zukunft“, Abschlussvortrag, 4. Deutscher Psychologentag, Würzburg 1998i)

Es hat sehr lange gedauert, bis die Evolutionstheorie *Darwins* in der Psychologie nachhaltig angekommen ist. Zwar haben *Jung* und *Freud* in der einen oder anderen Weise auf *Darwin* (*Mayr* 1994) Bezug genommen, jedoch eher unspezifisch, *Freud* eigentlich mehr, um seine eigenen Mythenbildungen (z. B. Urhordenmythos) zu begründen. Bei dieser marginalen Positionierung ist es in der Psychotherapie weitgehend geblieben. Die großen Kontroversen, die *E. O. Wilsons* „Sociobiology: The new Synthesis“ (1975) in vielen Bereichen der Wissenschaft aufgeworfen hat, aber auch *R. Dawkins* „selfish gene“ (1982) sind am Feld der Psychotherapie ohne sonderliche Beachtung vorbeigegangen, und das trifft natürlich auch für die Forschungen aus der „behavioral ecology“ zu (*Krebs, Davis* 1978, 1981; *Williams* 1975). Die heftigen Angriffe von *Stephen Jay Gould* und *Richard Lewontin* sind marginal im Kontext der *political correctness* und Rassismuskussion vermerkt worden, und *Wilsons* Arbeiten waren damit offenbar abgetan – auch „Consilience“ (1998) wurde nicht zur Kenntnis genommen, obgleich Diskussionen im Bereich der Psychotherapie zum Thema Aggression, wie sie etwa zwischen Vertretern von Gestalttherapie und Integrativer Therapie geführt werden (*Staemmler, Merten* 2006; *Petzold* 2002q, 2005h), ohne evolutionsbiologischen Bezug (*ibid.* 2003c) nicht seriös ausgetragen werden können. Ähnliches gilt für das in der Psychotherapie vernachlässigte, aber hochrelevante Thema des Altruismus (*Hamilton* 1964; *Monroe* 1996; *Nesse* 1995, 2001). Man kann durchaus sagen, dass in der Psychotherapie ein Defizit an evolutionstheoretischen Perspektiven vorliegt, deren Reichtum überhaupt noch nicht erkannt zu sein scheint – obwohl mit *Goulds* „The structure of evolutionary theory“ (2002) oder *Mysteruds* „Mennesket og moderne evolusjonsteorie“ (2003) monumentale Informationsquellen vorliegen.

Die ethologische Tradition, die *Niko Tinbergen* und *Konrad Lorenz* mit seinen z. T. einflussreichen Schülern unter dem Namen „Verhaltensforschung“ begründet haben (*Irenäus Eibl-Eibesfeld*, *Paul Leyhausen*, *Wolfgang Wickler*, *Franz Wuketits* – in der Psychologie *Norbert Bischoff*), hatte in die Psychotherapie, auch in die Verhaltenstherapie, niemals wirklichen Eingang gefunden. Selbst heute, wo mit der Biopsychologie, Neurobiologie, Developmental Neurobiology die Biologie eine immense Aufwertung erfahren hat, kommt das trendsetzende Werk von *Klaus Grawe* „Neuropsychotherapie“ (2004) ohne einen *Darwin*-Verweis aus.

Für mich waren die *Darwin*-Lektionen meines paläontologisch sehr informierten Vaters bei unseren Wanderungen im Neandertal (*Matejowski* et al. 2001) in Kindertagen von nachhaltiger Bedeutung. Hier wurden uns die Bedingungen des „Habitats“, der „Mikroökologie“ dieser frühen Hominiden erlebbar vermittelt: die Kreidefelsen, in denen das Wasser Höhlen entstehen ließ, die schroffe Düsselklamm, der Hochstammwald, die harten Überlebensbedingungen. Die ersten Bücher von *Konrad Lorenz*, die ich in meiner Landwirtschaftslehre und in den ersten Studienjahren seit 1963 „verschlungen“ habe, die Naturgeschichte der Aggression mit dem provokativen Titel „Das sogenannte Böse“ (1963) hatten in mir ein bleibendes Interesse an ethologischen Fragen hinterlassen. Aggression an der Schnittfläche von Biologie, Psychologie und Sozialwissenschaften zu verstehen, schien mir angesichts der einseitigen und unbefriedigenden Theorien von *Freud* und *Perls/Goodman* (*Petzold* 2001d) eine wesentliche Aufgabe, denn dem Thema der Aggressionen begegnen wir in der Psychotherapie in vielfältiger Weise. Für mich standen die Opfer aggressiver Handlungen, traumatisierte Menschen, im Vordergrund (*Petzold* 1986b, 2004l; *Petzold, Wolf* et al. 2000, 2002), aber auch Phänomene individueller und kollektiver Aggression (*ibid.* 1986h, 1996j, 2006h), Themen, die mich immer wieder in die Evolutionsgeschichte führten. Deswegen hatte mich das geringe Interesse des Feldes der Psychotherapie an biologischen und evolutionstheoretischen Fragen stets gewundert.

Auch jetzt, wo die grundlegenden Veröffentlichungen und ersten synthetischen Darstellungen der neuen, sehr expansiven Disziplin der „*Evolutionspsychologie*“ mit dem Standardtext von *Buss* (1999, dtsh. 2004) vorliegen, gibt es keine Resonanz auf diese Bewegungen, wo schon das anbahnende Buch von *Barkow, Cosmides, Tooby* (1992) hätte Interesse wecken können oder die wegweisende Arbeit von *Tooby* und *Cosmides* (1997), die *Jerry Fodors* (1983) Theorie mentaler Module mit dem Adaptationstheorem verband – eine sehr elegante Lösung für viele Fragen, später ihre weiterführenden Perspektiven auf Kognitionen und Emotionen (*ibid.* 2000). Das alles erhielt keine Beachtung unter PsychotherapeutInnen, nicht zu reden von der rapide expandierenden Literatur evolutionärer Psychologie mit guten Einführungs- und Übersichtswerken wie *Workman, Reader* (2004) und *Kennair* (2004) oder von provozierenden Büchern wie das von *Pinker* (1997).

Über die „klinische Entwicklungspsychologie“ (Petzold 1993c, 1994j; Oerter et al. 1999; Hertz-Dahlmann et al. 2004), die mit ihrem evolutionären Hintergrund ein neues Paradigma begründete, besteht Anschluss an die EvoDevo-Bewegung (Evolution and Development, Raff 1996; Hall 1999; Coen 1999), und es sind Brücken hin zur Psychotherapie von Säuglingen und Kleinkindern errichtet worden, etwa über die Arbeiten von Entwicklungspsychobiologen - an erster Stelle durch meinen Amsterdamer Abteilungskollegen Hanuš Papoušek und seine Frau Mechthild Papoušek (1983, 1992) -, die auch Konsequenzen für die Psychotherapie von Erwachsenen haben (Petzold 1993c, 1994j). Aber auch hier wird deutlich, dass z. B. die psychoanalytische Rezeption der Säuglingsforschung, etwa durch den Soziologen und Psychoanalytiker Martin Dornes (1993, 2003) die psychobiologische und evolutionär ausgerichtete Säuglingsforschung – und die hat ja nun Tradition (Butterworth et al. 1985) - nur mager rezipiert ist. Im Bereich der „lifespan developmental therapy“ und Gerontotherapie haben meine eigenen Arbeiten Bezüge hergestellt. Für dieses Entwicklungsparadigma wurde in dieser Zeitschrift für den Bereich der Psychotherapie ein Trend gesetzt, der sich als fruchtbar erwiesen hat: „Empirische Baby- und Kleinkindforschung und der Paradigmenwechsel von psychoanalytischer Entwicklungsmythologie und humanistisch-psychologischer Unbekümmertheit zu einer ‚mehrperspektivischen, klinischen Entwicklungspsychologie“ (Integrative Therapie 1992, 1/2, 1-10). Die Diskussion hat natürlich auch Links zur „nature nurture“ Debatte (Rutter 2002; Plomin 1990) und zur Entwicklungsgenetik (ibid. 2000).

So hoffe ich, dass mit diesem Heft wieder ein Anstoß gegeben wird, ein neues Paradigma – das einer *evolutionstheoretischen und evolutionspsychologischen Betrachtungsweise* – für die Psychotherapie fruchtbar zu machen: für die Theorienbildung, für die klinische Praxis und nicht zuletzt für die Ausbildung von PsychotherapeutInnen. In der theoretischen und methodischen Reflexion, aber auch in der persönlichen „Selbsterfahrung“ stellt evolutionäres Denken in der Tradition Darwins eine Herausforderung dar, der sich AusbildungskandidatInnen stellen müssen, denn Ausbildung ist ein persönlicher Entwicklungsprozess (Orlinsky, Rønnestad 2005; Rønnestad, Orlinsky 2005; Petzold, Sieper, Orth 2005). Wenn auch die Evolutionspsychologie in ihren Mainstream-Orientierungen einen wichtigen Input für viele Bereiche der Psychotherapie geben kann, heißt das nicht, dass empfohlen wird, das Werk von Buss (2004) und seine Positionen, das derzeit besonders gut zugänglich ist, unbefragt zu übernehmen. Vielmehr besteht Auseinandersetzungsbedarf, zumal viele Positionen evolutionärer Ansätze und der evolutionären Psychologie auch nicht unumstritten sind (Gould, Lewontin 1979; Lewontin et al. 1984; Lewontin 2001; Gould 2002, Weber 2000). Sterelny und Griffiths (1999) bieten eine ausgezeichnete kritische Analyse, die man beachten sollte. Richerson und Boyd (2005) entwickeln mit „Not by the genes alone. How culture transformed evolution“ eine „kulturalistische“, evolutionstheoretische Perspektive, die betont, dass Biologie und Kultur unlösbar miteinander verflochten sind. Progredierende Mentalisierungen erfolgen in fortschreitend komplexen

Gesellschaften, weil sie dort gebraucht werden (*ibid.*, 233), so dass es zu kulturbedingten Evolutionsprozessen kommt. „Cultural evolutionary processes created an environment that led to the evolution of uniquely human instincts“ (*ibid.*, 235). Ich habe das am Thema „Gerechtigkeit“ aufgezeigt (*Integrative Therapie* 2003, 1, 27ff). Die Autoren schreiben, und ich stimme ihnen zu, die „letztendliche Erklärung kultureller Phänomene liegt im Verstehen der genetischen *und* kulturevolutionären Prozesse, die sie hervorgebracht haben“ (*Richerson, Boyd* 2005, 238). Ich schrieb einmal, dass die Menschen die Menschenrechte als Überlebensstrategie für die Moderierung ihrer hohen Aggressivität erfinden mussten (*Integrative Therapie* 2001, 4, 344ff).

Es kommen mit der Betrachtung komplexer menschlicher Gesellschaften und differenzierter Kulturen natürlich auch Fragen auf, ob und wie derartige Kulturgesellschaften mit all ihren Phänomenen und Errungenschaften: Kunst, Ökonomie, Recht, Demokratie, Wissenschaft, Bildung, natürlich auch dem kleinen Bereich der Psychotherapie (man soll ihn nicht überschätzen) evolutionstheoretisch erklärt werden können. Sie können es nicht ohne eine evolutionäre Perspektive. Sie erweisen sich als „Prozesse des Werdens“. Nichts ist abgeschlossen, alles ist „im Fluss“, in Entwicklung. Biologische Lebensprozesse sind *Prozesse des Werdens* – und gesellschaftliche Prozesse gründen in ihnen, erweisen sich ohne den Hintergrund des „evolutionären Werdens“ als nicht verstehbar. *Fischer* (2003) will deshalb das Verstehen der Evolution an den herakliteschen Bewegungsbegriff binden. „Die Bewegung der Evolution generiert die Bewegung der Entwicklung“ (*ibid.*, 40). Jede Entwicklung im Lebendigen haben wir im „komplexen Bewegungsbegriff“ der Integrativen Therapie affirmiert (*Petzold* 1989h). Lebenserfahrung, Selbsterfahrung ist Prozess, ästhetische Erfahrungen und schöpferisches Gestalten – auf der individuellen wie auf der kollektiven Ebene – sind Prozesse, die zur Ausbildung und Weiterentwicklung von Kultur, zur Selbstgestaltung in einer persönlichen Lebensgestaltung und Lebenskunst führen (*Schmid* 1999; *Petzold* 1999q). Prozesse der *Humankreativität* als Kokreativität – so die Integrative Position – wurzeln in der *Generativität* der Evolution (*Iljine, Petzold, Sieper* 1967/1990) und müssen einen „evolutionären Sinn“ haben. Ja selbst dieses Konzept des „Sinnes“, das Gehirne voraussetzt, wie sie etwa vor 100 000 Jahren entstanden sind und deren Leistungen sich im „Big Bang“ der Humanevolution vor ca. 45 000 Jahren manifestiert haben - man denke an die steinzeitliche Kunst (*Bosinski* 1995; *Nougier* 1993; *Roussot* 1997) -, muss letztlich evolutionär verstanden werden (*Petzold, Orth* 2004b; 2005). *SINN* hilft den Menschen, die bestehende und auch von ihm geschaffene Weltkomplexität zu bewältigen, in ihr halbwegs sicher zu *navigieren*, durch überlebenssichernde Erklärungen und damit möglich werdende Technik, die allerdings auch ein *devolutionäres* Potential hat, wenn sie nicht „ökosophisch“, ökologiegerecht eingesetzt wird. Ob dieser *SINN* allein *adaptiv* begriffen werden kann und muss, ist eine diskutierbare und diskutierte Frage. Die prominenten Positionen von *Steven J. Gould* (2002) sind hier bekannt und stehen auch gegen die evolutionspsychologische Position etwa von *Buss*. Auch wenn diese

der aktuelle, evolutionspsychologische Mainstream ist, zeigt sich auch in diesem jungen Bereich „Artenvielfalt“ in Form von konzeptueller Vielfalt. Evolution ist vielfältig, spielerisch - von der kulturellen bis zur zellulären, molekularbiologischen Ebene. „Offenbar beherbergen Zellen viele verborgene Variationen, die ans Tageslicht der Selektion kommen, wenn ihnen die Chance gegeben wird. Offenbar wimmelt das Leben von Variationen“ (Fischer, Wiegandt 2002, 360), so neue Erkenntnisse evolutionärer Genetik. Gould hält unbeirrt am Selektionsprinzip fest, dass auch wir unterschreiben – solange es nicht als eine „Selektion zum Besseren“ im Sinne moderner Moralvorstellungen gesehen wird. Er bezweifelt die Adaption als einzigen Mechanismus der Evolution, sondern sieht auch die Bedeutung „kataklismischer Katastrophen“. Man kann durchaus die Möglichkeit einer „Devolution“ (Petzold 1986h), einer zerstörerischen, selbstzerstörerischen Entwicklung ins Auge fassen, wenn wir unsere Makrodestruktivität gegenüber unserem „Lebensraum Erde“ in den Blick nehmen, bei dem täglich Arten vernichtet werden und damit kostbares genetisches Material, Ergebnis evolutionärer Generativität zerstört wird oder in dramatischer Weise vitale Makroökologien - das Polareis, die Ozonschicht, die Regenwälder wohl *irreversibel* beschädigt werden. Denker und Forscher wie Carroll, Dawkins, Gould, Lorenz, Mayr, Riedl et al. zeigen, wie viel Bewegung im Feld der Evolutionstheorie ist, wie viel auch in Entwicklung, was Darwins Prinzip des Zufalls unterstreicht: Evolution ist in der Langzeitperspektive nicht vorhersehbar. Es sind nach wie vor viele Grundsatzfragen auf der Ebene von Erklärungen offen: das Prinzip der *Konservativität* (gute Lösungen werden generalisiert und fortgeschrieben, z. B. die Konstruktion des Auges) und das der *Innovation*, das der *Einheit* (des Lebens) und der *Vielfalt* (der Lebensformen). Und hier entstehen Fragen an das Modell Darwins, ob nicht auch die hohe Generativität der Evolution einen Wert in sich hat, Vielfalt zu schaffen. Das von Ian Tattersall (2002) u. a. vertretene Prinzip der *Exadaption*, welches besagt, dass ursprünglich adaptiv entstandene Funktionen in anderem Zusammenhang zu ganz anderen Zwecken verwandt werden können, weist in diese Richtung – Laute werden zu Sprache, Sprache ermöglicht Geschichten, Phantasie, Virtualität ...

Die Diskussion um das evolutionäre Paradigma (Fischer, Wiegandt 2003) eröffnet grundsätzlich durch die Verbindungen zur genetischen (Plomin 2002) und neurobiologischen Forschung (Koch 2005) neue Perspektiven und das in einer Weise, dass wir in Vielem wieder „am Anfang“ stehen. Die Psychotherapie darf hier nicht im Gestrigen verbleiben.

Die Beiträge dieses Heftes stecken einen breiten Rahmen ab. Der Evolutionspsychologe, klinische Psychologe und Psychotherapeut Leif Edward Ottensen Kennair von der Universität Trondheim hat seinen Vortrag aus dem Jahre 2005, gehalten auf dem Jubiläumssymposium der „Norwegischen Gesellschaft für Integrative Therapie“ in der Psychiatrischen Klinik Modum Bad in Norwegen, mit dem Thema „Lebenslange Entwicklung und Integrative Therapie“ für dieses Heft zur Verfügung gestellt. Er vertritt engagiert, dass Kliniker in viel umfassenderer und fundierterer Weise sich

auf die Evolutionsbiologie und auf evolutionspsychologische Ergebnisse beziehen müssten und sieht die Evolutionspsychologie auf dem Boden der evolutionären Genetik als einen neuen Weg integrativen Denkens und Praxishandelns in der psychotherapeutischen Arbeit: „Evolutionspsychologie ist eine Metatheorie für eine multidisziplinäre, integrative Annäherung an psychologische Wissenschaft und das Studium der menschlichen Natur“. Ihre Ergebnisse stellen natürlich auch psychotherapeutische Theorien in Frage – so manche Annahme *Freuds* oder humanistischer Therapieverfahren kommt unter Druck. *Kennair* gibt eine kompakte Einführung in die Konzepte moderner Evolutionstheorie, grenzt genetischen Determinismus ab und hebt die probabilistische Ausrichtung dieses Denkens hervor und die wechselseitige Bezogenheit von Gen- und Umweltwirkungen. Und hier liegen Schlüssel für Kernfragen von PsychotherapeutInnen: was sind Geist und Bewusstsein und wie funktionieren sie (vgl. hier das innovative Buch von *Koch* 2005), welche Funktionen haben Emotionen, was motiviert in Beziehungen und im Alltagshandeln? Der Autor zeigt auf, welche Möglichkeiten es zu einer evolutionspsychologisch argumentierenden Psychopathologie gibt, und betont dabei, dass moderne empirische Entwicklungspsychobiologie und Evolutionsdenken zusammengehören, was nur unterstrichen werden kann. Auch das bringt Therapieformen in Schwierigkeiten, die eine solche Basis nicht haben, wie etwa die Gestalttherapie (*Fuhr* et al.). Der Versuch, „evolutionäre Narrative“ in persönlichen Lebensgeschichten aufzufinden, und ihre Formung als „biographische Narrative“ unter einer „life span developmental perspective“ zu verstehen, wie es der Integrative Ansatz versucht, wird spannende Perspektiven eröffnen, denn die Biologie ist von den sozioökologischen Kontexten nicht abzulösen. *Kennair* zeigt auf, dass der Begriff „biopsychosozial“ oft nur ein Lippenbekenntnis ist (besonders in der Psychotherapie), weil dem biologischen Moment nicht genügend Rechnung getragen wird. Die anthropologischen Beiträge aus den Psychotherapieverfahren in diesem Heft belegen das weitgehend, und hier wird die Evolutionsperspektive neue Akzentsetzungen verlangen.

Mein Beitrag zu diesem Thema befasst sich mit einer zentralen Perspektive des Integrativen Ansatzes, nämlich der *ökologischen Sicht*, die eine evolutionstheoretisch begründete ist. Die Hominisation ist nur durch die Auseinandersetzung von Primaten mit den Bedingungen ihrer Habitate, nur mit der sich permanent wiederholenden *Überschreitung* (transgression) dieser Habitate zu verstehen, die möglich wird aufgrund der menschlichen Exzentrizität zu ihnen (*Petzold* 1986h). Die Geschichte des bipedischen „homo migrans“ (*ibid.* 2005t) ist eine Geschichte beständiger Überschreitungen mit den dabei erforderlichen Kooperations-, Mentalisierungs- und Kommunikationsprozessen (*Petzold, Orth* 2004b). Gemeinsames Überlebenmüssen in zumeist feindlichen Umwelten begründet „evolutionäre Narrative“ als Geschichten zwischen Menschen und ihren Lebensräumen, die sich auch in „genetischen Dispositionen“ (*narratives*) niedergeschlagen haben, welche unser Verhalten auch heute noch bestimmen – in der Aufnahme von Umweltstimulierungen mit Wahrnehmungs-

und Handlungsmöglichkeiten, „*affordances*“ (Gibson 1979; Petzold, van Beek, van der Hoeck 1994), in „*sensiblen Phasen*“ der ontogenetischen Entwicklung, im sozialen Affiliationsverhalten etc. etc.. Zur Erklärung von Sozialverhalten, des Entstehens von exzentrischer Bewusstheit und Sprache, der Entwicklung von personaler Identität, der Ausbildung von Werten ist im Integrativen Ansatz stets auch eine evolutionäre Betrachtungsweise – durchaus im *darwinschen* Diskurs - herangezogen worden (Petzold 1986h, 2001m, p, 2003d, 2005y; Petzold, Orth 2004b). Darwin (1959) hatte entdeckt, dass sich „Populationen“, nicht Arten, an Habitate und ihre Bedingungen, bzw. deren Veränderungen anpassen und begründete damit die „ökologische Perspektive“, der Konrad Lorenz et al. folgten und der wir in der Integrativen Therapie folgen. Diese Sicht ist sowohl eine Entfaltung der anthropologischen Kontextdimension – der „Mensch ist Teil der Lebenswelt“ –, begründet aber auch eine klinische Praxeologie: dysfunktionale (z. B. sedentäre, hyperalimentäre) Lebensweisen machen den seiner Natur nach immer noch jungsteinzeitlichen Menschen von heute krank. Belastende Mikroökologien, geräusch-, geruch-, hitzebelastete, sind gesundheitliche high risk environments (z. B. schlechte Stadtviertel). Deshalb betont der Integrative Ansatz die zunehmende Wichtigkeit einer *ökopsychosomatischen* Betrachtungsweise und einer Bewusstheit für Prozesse der „*Ökologisation*“, der Beeinflussung durch ökologische Sozialisationserfahrungen. „*Ökopsychosomatik*“ ist keineswegs ein neues Schlagwort, eine Spezialperspektive etwa bei baubiologisch verursachten Gesundheitsschäden, sondern eine höchst aktuelle Dimension salutogeneseorientierter Behandlungspraxis und Gesundheitsförderung, die Wald- und Wassertherapie, Lauftherapie, Landschaftstherapie in das Behandlungsspektrum moderner, ganzheitlicher und differentieller Therapie einbezieht (vgl. *Jahresprogramm 2007 EAG/FPI*). Solche Arbeit wurde seit den Anfängen der Integrativen Therapie betrieben, in deren Rahmen erstmals „Lauftherapie“ eingeführt und später elaboriert, entwickelt und beforscht wurde (Petzold 1969c, 1974j; van der Mei, Petzold, Bosscher 1997; Schay, Petzold et al. 2006), stark motiviert aus dem Bewusstsein, dass die neolithischen Menschen „Läufer“ waren.

Im Wald von Rambouillet haben wir 1968 - 1970 mit unseren drogenabhängigen Patienten aus der von mir begründeten ersten therapeutischen Wohngemeinschaft für Suchtkranke in Europa (Petzold, Vormann 1980) „ausgehend von regelmäßigen Waldläufen zum Aufbau von Kondition und positiven Körpergefühlen systematisch mit ‚*Walderfahrungen*‘ (Hören, Riechen, Schmecken, Tasten, Spüren) und ‚*Wassererfahrungen*‘ gearbeitet, wobei es zu Erlebnissen der Naturberührtheit und Gesundungssehnsucht von einer Intensität und Erschütterung bis in die Leiblichkeit kam, aber auch zur Entspanntheit und Gelöstheit, dass wir diese ‚*Waldtherapie*‘ (Erleben von Wachsen und Vergehen, von Ruhe und Kraft, von Stille und Aufgehobensein), sowie die ‚*Wassertherapie*‘ an Quellen und Bächen, Teichen und Seen (Eintauchen, Untertauchen, Auftauchen, Benetzen, Erfrischen, Kühlen, Reinwaschen) zu einem festen Bestandteil des Behandlungsangebotes gemacht haben, verbunden mit Märchen,

Sagen, Kulturschätzen und edukativen Informationen über Heilkräuter, Pflanzen und Tiere des Waldes. Wir gewannen damit eine ökologische, ja eine ökospsychosomatische Dimension für die Behandlung, die gerade der zerstörten Leiblichkeit der Süchtigen zu Gute kam“ (Petzold 1969c).

Ziel war, diesen gesunden „bewegungsaktiven“ Lebensstil auch für das spätere, hoffentlich drogenfreie Leben zu entwickeln. In diesem Zusammenhang haben wir ökologische Lernprozesse entdeckt, die für uns klinisch-therapeutische Bedeutung gewonnen haben, wie unsere Konzepte der **Kontextualisierung** und **Dekontextualisierung**. Lernen ist in hohem Masse *kontextspezifisch*. Das Aufwachsen in miserablen Wohnverhältnissen, im Devianz- und Drogenmilieu, hatte bei unseren Klienten zu einer (aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet) *dysfunktionalen Kontextualisierung* geführt, die - aus dem Erleben des Subjekts – durchaus *funktional* war: Gewalt, Raub, Drogen sichern das Überleben in dem devianten Milieu. Derartige Milieufaktoren sind sehr stark. Wie wir heute wissen, bahnen sie die Organismus-Umwelt-Passung bis in die neuronale Ebene, so dass Veränderungen kaum möglich sind, es sei denn, der Mensch wird aus dem Devianzmilieu genommen und wird „**dekontextualisiert**“ - wie wir das etwa mit den therapeutischen Gemeinschaften unternommen haben (Petzold, Vormann 1981). Szenemusik und Szenesprache, Kleidung und Habitus werden „gebannt“, damit nicht alte, erlernte „*affordances*“ (Gibson) alte *Performanzen* triggern, vielmehr werden diese „gehemmt“ (Graue 2004). Gleichzeitig aber müssen neue **Kontextualisierungen** erfolgen. Die therapeutische Gemeinschaft und ihr sozioökologisches Milieu müssen Alternativangebote bereitstellen, neue „*affordances*“ anbieten, die neue *Performanzen* ermöglichen, bahnen, einschleifen. Solche neuen Verhaltensmöglichkeiten sind indes „träge“. Sie sind situationsspezifisch an den Kontext gebunden, in dem sie gelernt wurden und *generalisieren nicht* ohne weiteres – ein bekanntes Problem in der Kindertherapie oder bei dem Übergang aus der *hochschwelligten Einrichtung* in die Nachsorge (Petzold, Schay, Scheiblich 2006). Ein **Transfertraining** in unterschiedlichen Kontexten wird erforderlich (Petzold 1995a), durch das die Performanz auch in anderen *Kontexten, Mikroökologien* durchgeführt werden kann, die alten *affordances* weiter gehemmt, „dekontextualisiert“ bleiben und das neue, in „**primären ökologischen Lernprozessen**“ erworbene Verhalten unter verschiedenen Umweltbedingungen, bzw. in unterschiedlichen Kontexten persistiert, weil sich entsprechende neuronale Netzwerke gebildet haben. „Die Fähigkeiten von Neuronenkoalitionen, aus dem Wechselspiel mit der Umwelt und aus ihren eigenen inneren Aktivitäten zu lernen, werden häufig unterschätzt“ (Koch 2005, 11). Wir müssen sie in der Psychotherapie bewusst nutzen.

Mein Beitrag fokussiert aber nicht nur auf evolutionsbiologische Basisannahmen, sondern auch auf kulturelle Aspekte, tritt ein für die bewusste Entwicklung und Pflege einer „*Ökophilie*“, eines liebevollen Bezugs zur Natur, um einen besonnenen, einen „*ökosophischen*“ Umgang mit der Lebenswelt und ihren Ressourcen emotional zu unterfangen, denn nur so wird er Nachhaltigkeit gewinnen.

Aus evolutionstheoretischer Sicht setzt sich der *Konrad Lorenz*-Schüler *Franz M. Wuketits* mit einem höchst aktuellen und in der Fachwelt derzeit strittig diskutiertem Thema auseinander, mit der „Freiheit des Willens“. Das Willenthema, ohnehin in Psychologie und Psychotherapie sträflich vernachlässigt (*Petzold* 2001i; *Petzold, Sieper* 2003, 2006), macht deutlich, dass evolutionäre Überlegungen neue und therapeutisch durchaus relevante Betrachtungsweisen für den Bereich der Psychotherapie bieten können.

Drei Beiträge zum Thema „Menschenbilder in der Psychotherapie“, das wir, die wichtigsten „Schulen“ einbeziehend, in der Zeitschrift über die vergangenen Jahre hin immer wieder verfolgt haben, machen die Vielfalt möglicher Perspektiven und die Unterschiedlichkeit des Diskussionsstandes in den einzelnen Schulen deutlich. Diese Beiträge geben damit auch drei Formen von sozialer Organisiertheit und Positionen, bzw. differentieller Entwicklungen im Gesamtfeld der Psychotherapie wieder.

Der Beitrag der Daseinsanalyse von *Josef Jenewein* bleibt strikt im schulenimmanenten Diskurs, der in seiner ganzen Prägnanz und Stärke in der Tradition von *Binswanger, Boss/Heidegger, Condrau/Hicklin* seine Position als originär anthropologisch fundierter Beitrag zum psychotherapeutischen Feld verdeutlicht. Als solcher sollte er auch zur Kenntnis genommen werden, denn von ihm wäre auch für andere Richtungen zu lernen. Leider ist es bei der Hermetik der Schulen mit ihrer Fähigkeit, voneinander zu lernen, bislang immer noch sehr schlecht bestellt.

Der Artikel von *Fuhr, Sreckovic, Gremmler-Fuhr* zeigt die „Suchbewegung“ einer „Schule“ - der Gestalttherapie -, die bislang die anthropologische Frage nicht vertieft ausgearbeitet hatte und nun bemüht ist, dieses Defizit aufzuarbeiten. Dabei ist sie vor allem auf die Materialien des eigenen Diskurses gerichtet (mit Anleihen bei *Wilber* für den Überbau und zur strukturellen Orientierung beim „Tree of Science Modell“ der Integrativen Therapie). Der Beitrag macht deutlich, wie notwendig es für die am „Schulenparadigma“ festhaltenden Verfahren ist, „weiße Flecken“ auf ihrer Theorielandkarte zu füllen, denn von der Anthropologie sind viele andere Wissensstände bis hin in die Praxeologie (*Orth, Petzold* 2004) bestimmt. Insofern leistet das Autorenteam wieder einmal Pionierarbeit für die Gestalttherapie - ein letztes Mal, durch den unerwarteten, plötzlichen Tod von *Reinhard Fuhr*, der im Nachruf am Schluss dieses Heftes seine Würdigung erhält.

Ob eine solche schulenimmanente Position allerdings heute ausreicht, ist zu diskutieren, und natürlich entsteht auch die Frage, wenn derartiges Neuland in einer „Community“ geschaffen wird, inwieweit ein schuleninterner Konsens entstehen kann, oder ob noch dissente Diskurse geführt werden müssen, besonders, wenn diese „Community“ eher als heterogen zu sehen ist, wie das von dem Autorenteam herausgegebene maßgebliche „Handbuch der Gestalttherapie“ (*Fuhr et al.* 2001) zeigt. Es gibt natürlich auch konservative Strömungen in diesem Feld (*Petzold* 2006s).

Noch stärker mag die Frage der Akzeptanz in der „Community“ für einen Beitrag wie den des Verhaltenstherapeuten, bzw. psychologischen Psychotherapeuten *Josef Egger* zutreffen, der schon in der Titelwahl eine recht offene Formulierung gewählt hat: „Menschenbildannahmen in der verhaltenstherapeutischen Psychotherapie“, da die vielen theoretischen und praktischen Ansätze dieses Paradigmas „heute kein einheitliches Schulengebäude mehr ergeben“. Das ist auch einleuchtend, wenn man die (sinnvolle) Ausweitung des Verhaltensbegriffes in den letzten Dezennien betrachtet – Kognitionen, Volitionen, Emotionen, das alles ist Verhalten neben dem „over behavior“. Der gemeinsame Nenner: „empirische Überprüfung ihrer Vorgehensweisen und Wirkelemente“. *Egger* positioniert sich unter den Begriffen „integrative Verhaltenstherapie“ oder „psychologische Psychotherapie“ und nimmt im verhaltenstherapeutischen Feld damit eine Standortsbestimmung vor, mit der klar ist: sein Beitrag wird von vornherein nicht als eindeutig bestimmbare Schulenaussage präsentiert, sondern „in den Diskurs“ gestellt, in die Konsens-Dissens-Prozesse einer professionellen Community.

Egger wählt einen sehr stimmigen Zugang, den der historischen Betrachtung: welche Menschenbilder gab es in der Geschichte der Verhaltenstherapie, und wie und in welche Richtung haben sie sich verändert? Woher kommen Menschenbilder? Natürlich aus geistesgeschichtlichen Strömungen. Es gibt wohl kaum ein Menschenbild in der Psychotherapie, das für sich eine genuine Originalität beanspruchen könnte. Dennoch wird vielfach so getan, als seien die Menschenbilder ein originäres Proprium der einzelnen Schulen. Welche Funktionen haben Menschenbilder in der Psychotherapie und welche Auswirkungen haben sie auf psychotherapeutisches Tun? Es wird am Beitrag von *Egger* deutlich, dass Menschenbilder in kulturellen Evolutions- und Konstruktionsprozessen stehen und von ihnen bestimmt sind und in den jeweiligen kulturellen Strömungen auch „Sinn“ machen. Sie stehen selbst in kultur-evolutionären Prozessen und sind damit prinzipiell unabgeschlossen. Je starrer und „sicherer“ die anthropologischen Basisannahmen sind, desto größer ist auch das Risiko, dass sie der Vielfalt menschlicher Lebensformen und Selbstinterpretationen von Menschen und Menschengemeinschaften – und hier liegen ja die Quellen der Anthropologien – nicht gerecht werden. Das geschieht auch, weil sie von der Zeit eingeholt und überholt werden.

Ich hatte meine große anthropologische Arbeit aus Sicht Integrativer Therapie „Menschenbilder und Praxeologie“ (*Petzold* 2003e) genannt und in ihr die Wege der Entwicklung meiner Menschenbildkonzepte in der und für die Integrative Therapie detailliert rekonstruiert, habe gezeigt, wie stark die Praxeologie – und die muss als persönliche Lebenspraxis und als klinisch praktisches Tun gesehen werden, eines Einzelnen und seiner „communities“ – Menschenbildannahmen bestimmt. Will man sein Menschenbild begreifen, gar über dieses schreiben, dann muss man sich mit den Wegen und Entwicklungen des eigenen Denkens befassen. Ich hatte parallel zu dieser Arbeit auch in zwei großen Texten mich an diese Aufgabe gemacht: „Klinische Philosophie – Menschen zugewandtes Lebenswissen von Natur und

Kultur. Über die Quellen der Integrativen Therapie, biographische Einflüsse und ReferenztheoretikerInnen“ (2002h). Ich sah mich vor einer Fülle von Einflüssen, die mir als Hintergründe meiner Menschenbildannahmen, meines Werklebens und meines Lebenswerkes, der „Integrativen Therapie“, deutlich wurden. Der zweite Text, „Lust auf Erkenntnis“ (2002p), hatte Materialien zu meiner intellektuellen Biographie zusammengetragen und mir damit an meinem eignen Leben, meinen eigenen Bezugspunkten aufgewiesen, dass es in einer multikulturellen Welt, einer Welt rapiden Wandels und voller „Übergänge“ (vgl. *Petzold, Editorial, Integrative Therapie*, 4, 2005) zu einer Vielzahl von Betrachtungsweisen, -möglichkeiten, ja Betrachtungsnotwendigkeiten kommt, so dass man kaum mit *einem* Menschenbild auszukommen vermag, es sei denn, man hat seine Welt recht hermetisch abgeschottet. Ich selbst sah mich in diesen Arbeiten in meinem „herakliteschen Lebensgefühl“ und meiner entwickelnden Arbeitsweise (*Petzold, Sieper* 1988b) bestätigt.

Ein Psychotherapeut kann durchaus unterschiedliche Menschenbilder in sich tragen, etwa die seiner vom christlichen Glauben bestimmten Jugend, die seiner humanistischen Schulbildung, die seiner „ersten“ psychotherapeutischen Identität, der psychoanalytischen, und die seiner zweiten, des Psychodramas, die seiner studentischen, politischen Aktivität im Zeichen „kritischer Theorie“, der er noch „irgendwie“ anhängt etc. Er wird auch unterschiedliche Menschenbilder in sich tragen, die er in den multiplen kulturellen Diskursen kennen gelernt hat, welche ihm eine mediatisierte Welt wie Film, Fernsehen und Video vermittelte. Das alles macht ihm (hoffentlich) möglich, auch Menschen hinlänglich zu verstehen, deren Welt- und Selbstsicht von anderen Menschenbildern bestimmt sind als die, die ihn selbst leiten oder geleitet haben.

Eine *Pluralität von Menschenbildern* ist demnach durchaus wünschenswert, und jede dogmatisierende Vereinseitigung, wie sie sich bei weltanschaulichen Fundamentalisten, Kämpfern für *einen* „rechten Glauben“ (*Huth* 1995), aber auch in der Psychotherapie bei orthodoxen ZelotInnen, eifernden VerfechterInnen „reiner Lehre“ finden (*Petzold* 2006s) - mit einer entsprechenden Psychodynamik, wie sie *Werner Huth* (1984) aufgezeigt hat -, dokumentiert nur eines, dass solche Positionen Menschen nicht gerecht werden können. Denn Menschen sind vielfältig und Menschenbilder wandeln sich mit der sich wandelnden Lebenspraxis und den sich verändernden Erkenntniswegen eines Menschen und der „sozialen Welten“, denen er zugehört. Und manchmal verändert ein Mensch damit Menschen- und Weltbilder.

Charles Darwin gehörte zu diesen Menschen (*Mayr* 1994; *Browne* 1990; *Desmond, Moore* 1992). Seine Arbeiten ermöglichten, dass die Welt der lebendigen Wesen als eine *gemeinsame* gesehen werden konnte, aus der der Mensch nicht mehr ausgliedern ist, dass belebte und unlebte Natur als grundsätzlich verschieden aufgefasst werden müssen. Er findet mit der Selektion eine Erklärung für die Lebensphänomene, ohne – wie *Kant* – auf eine Teleologie zurückgreifen zu müssen. *Darwins* „Gesetze“ sind formbare „Konzepte“, zufälligkeitsbestimmte Variationen innerhalb von Populationen.

Biologische Theorien können deshalb nie „exakt“ im Sinne der am Paradigma *Newtonscher* Physik orientierten Wissenschaft sein, und nicht prinzipiell abgeschlossen – „Theorien stehen ja selbst unter dem Gesetz der Evolution, und das ist das Gesetz des Heraklit“, pflegte mein Vater zu sagen, und das ist einer der Gründe, warum ich die Theorie der Integrativen Therapie stets „als von einer prinzipiellen Unfertigkeit“ gekennzeichnet beschrieben habe. *Darwin* führte eine neue Kategorie von Naturgesetzen ein, die eine statistische Qualität haben. Und „folglich muss sich auch eine auf den Naturgesetzen beruhende Philosophie der Physik sehr deutlich von einer auf Konzepten beruhenden Philosophie der Biologie unterscheiden“, wie *Ernst Mayr* (2005, 109), der „*Darwin* des 20. Jahrhunderts“, feststellt, eine Erkenntnis, die sich durchaus auf die Psychologie übertragen lässt und damit auf die Psychotherapie. „Im Gegensatz zur Physik hat die Biologie keine ehernen Prinzipien und Gesetze. Die natürliche Selektion erzeugt eine Hierarchie von Mechanismen, daher gibt es wenig Regeln in der Biologie“ (*Koch* 2005, 334). In *Darwins* „biologischem Denken“ und in seiner *evolutionären* Forschungsmethodik (ich nehme hier seine botanischen Experimente z. T. aus) war er – ich möchte es einmal so nennen – ein biologischer, „*phänomenologischer Hermeneut*“, denn in der Evolutionsforschung muss man, wegen der Unzugänglichkeit der z. T. Millionen von Jahren zurückliegenden Ereignisse im Unterschied etwa zum Experiment der Physik, „eine ganz andere Methodik [anwenden, sc.], die der sogenannten *historischen* Rekonstruktion. Bei dieser Herangehensweise entwickelt man ein imaginäres Szenario der vergangenen Ereignisse auf der Grundlage ihrer Konsequenzen“ (*Mayr* 2005, 110). Die Molekulargenetik liefert allerdings heute flankierende Erkenntnisse. Und Vorsicht, wie naheliegend auch immer, aber diese Methodik lässt sich nicht zur Rechtfertigung psychoanalytischer Rekonstruktionen heranziehen, bei der wir es mit kurzen Ontogenesestrecken zu tun haben, die wir überdies mit prospektiven Longitudinalforschungen (*Verhulst* 2004; *Grossmann, Grossmann* 2004; *Hofstra* 2002) hinlänglich zuverlässig untersuchen können, um *biographische* Rekonstruktionen zu fundieren (*Fonagy, Target* 2003). Und genau das ist ein darwinistisches Vorgehen: sorgfältige Langzeitbeobachtung. Die zeigt u. a., dass in der Feinstruktur immer beachtliche Variationen bestehen, selbst bei eineiigen Zwillingen. „Die Variation zwischen den jeweils einzigartigen Individuen ist die *Realität*, das errechnete statistische Mittel dieser Variation dagegen nur eine Abstraktion“ (*Mayr* 2005, 104). Forschung in darwinschem Geiste in ihrem Wechselspiel von induktiv, aber auch hypothetisch-deduktiven Vorgehensweisen (*Ghiselin* 1969) bleibt *rational* an den Fakten (*Darwin* 1859/1963, 666; 1982, 111f), auch wenn Forschungsprozesse in uns immer wieder Emotionen aufwühlen, und uns begeistert.

Charles Darwins „Erinnerungen an die Entwicklungen meines Geistes und Charakters (Autobiographie) 1876 – 1881“ und sein „Tagebuch des Lebens und Schaffens (Journal 1838 –1881)“ machen das in überwältigender Weise deutlich (*Darwin* 1982). *Darwin*, studierter Theologe, Studien in Medizin, Geologie, Botanik, ging am 27.12.1831 an

Bord der „Beagle“, als Christ, noch „ganz orthodox“, die „Bibel als unwiderlegbare Quelle“ der Moral ansehend (*ibid.* 104). In den drei Jahren der Forschungsreise ist er „allmählich dahin gekommen, einzusehen, dass dem alten Testamente – mit seiner offensichtlich falschen Weltgeschichte, Gott Gefühle eines rachedurstigen Tyrannen zuzuschreiben – nicht mehr Glauben zu schenken sei als den heiligen Schriften der Hindus oder dem Glauben irgendeines Wilden“ (*ibid.*), dass, „je mehr wir von den feststehenden Naturgesetzen kennen lernen, Wunder um so unglaublicher werden“, wie sie in den Evangelien berichtet werden (*ibid.*, 105). Die Argumente für die „Existenz eines persönlichen Gottes“ konnten ihn nicht länger überzeugen, „nachdem das Gesetz der natürlichen Auslese“ entdeckt worden war. „Alles in der Natur ist das Ergebnis feststehender Gesetze“ (*ibid.*, 106). Dass dieses „biologische“ Selektionsgesetz allerdings eine andere Qualität hatte als die der *Newtonschen* Physik, war *Darwin* damals selbst noch nicht klar, denn es umfasste Variabilität, Zufall (*Mayr* 2005, 107). Mit seinen Erkenntnissen, die auf der Forschungsreise gewonnen wurden, auch durch Forschung in seinem gedanklichen Binnenraum als Überwindung eigener, ihm tradierter Grundannahmen, waren Menschen- und Weltbilder gestürzt worden, die über Jahrtausende die Menschen und die Menschheit in den verschiedensten Kulturkreisen bestimmt haben und z. T. noch bestimmen – schaut man auf die christlichen Fundamentalisten und die Vertreter des Kreationismus, von den Islamisten ganz zu schweigen. Gut, es gab Vorläufer: *Leukippos* und sein Schüler *Demokrit*, viel später dann *Voltaire*, *Lametrie*, *Lamarck*, die französischen Enzyklopädisten (*Riedl* 2003). Aber *Darwin* hatte seine weltanschauliche Position aufgrund wissenschaftlicher Beweisführungen in der Biologie – der Begriff wurde von *Jean Baptiste de Lamarck* geprägt – gewonnen und durch psychologische Überlegungen fundiert, etwa zur Funktion von Emotionen, zur kindlichen Entwicklung, - er zeigte dies am Beispiel seines Sohnes William und seiner Tochter Annie (vgl. *Darwin* 1877; *Keynes* 2001; *Gruber* 1981), -die sich bei ihm immer wieder finden und bislang nur wenig gewürdigt wurden. So betonte er, man dürfe nicht die „Möglichkeit der ständigen Einflößung des Glaubens an Gott in die Gemüter der Kinder außer acht lassen“, die eine außerordentlich starke „Einwirkung auf deren Gehirn ausübt, das noch nicht vollständig entwickelt ist“ (*Darwin* 1982, 112), er glaubte – fälschlich – an eine Erbllichkeit solcher Prägungen. Tiefgreifende Bahnungen kann man mit heutigem entwicklungspsychobiologischem Wissensstand durchaus annehmen. Mehrgenerationeneinflüsse von „social inheritance“ gilt es zu beachten (die Großeltern sind religiös, die Eltern entschieden areligiös, die Kinder werden verdeckt von ihnen mit quasireligiösen Werten erzogen, warum auch nicht, aber das wäre *bewusst* zu machen). Im Hinblick auf die zum Teil starken Tendenzen zur Favorisierung von kryptoreligiösen Annahmen in Menschenbildern von PsychotherapeutInnen und auf ihre Neigungen zu transpersonalen oder mythischen Erklärungsfolien (*Petzold, Orth* 1999) sind diese Zusammenhänge zu überdenken, und ist die Frage aufzuwerfen: hat sich Psychotherapie als „Nachfolgerin der Seelsorge“ (*Freud an Pfister* 1980, 136)

je zu einer eindeutig säkularen Position entschieden (Petzold 2005b)? Darwin hatte radikale Konsequenzen gezogen. Das unterscheidet ihn von *Hume* oder *Kant*, die bei aller Kritik Theisten blieben. Darwin hat „mehr als jeder andere dazu beigetragen [...], dass eine säkulare Erklärung der Welt Anerkennung fand“ (Mayr 2005, 99f), dass Wissenschaft *säkulare Wissenschaft* werden konnte. Darwin kam zu dieser revolutionären, säkularen Position, die er indes niemandem aufnötigte, die nicht mit dem Anspruch einer quasireligiösen Ideologie missionarisch durchgesetzt werden musste – er nötigte seine persönliche Position niemandem auf, und dennoch ist heute Wissenschaft ubiquitär säkular. Seine bescheidene Schlussfolgerung:

„Das Geheimnis des Anfangs aller Dinge ist für uns unlösbar; und ich für meinen Teil muss mich bescheiden, ein Agnostiker zu bleiben“ (Charles Darwin, Autobiographie 1982, 112).

Darwin hinterlässt mit seinem Werk und mit dem evolutionären Denken bis heute ein Erbe, mit dem man sich unumgebar befassen muss, wenn man sich mit dem Menschen in der Welt und mit der menschlichen Entwicklung befasst – auch mit seiner eigenen ontogenetischen Entwicklung, z. B. mit der eigenen weltanschaulichen, bzw. religiösen Sozialisation und ihren mehrgenerational bestimmten Quellen (ein vernachlässigtes Thema der Psychotherapie). Er hinterlässt jedem wissenschaftlich und jedem psychotherapeutisch tätigen Menschen eine Herausforderung, sein Menschen- und Weltbild mit Darwins kritisch-sorgfältigem Blick zu betrachten.

Hilarion G. Petzold

Literatur

- Barkow, J. *Cosmides, L.L., Tooby, J.* (1992): The adapted mind: evolutionary psychology and the generation of culture. New York: Oxford University Press.
- Bosinski, G. (1995): Grotte Chauvet. Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche, herausgegeben von Sigmaringen.
- Browne, J. (1990): Charles Darwin. Voyaging. London: Jonathan Cape.
- Butterworth, G., Scaife, M., Rutkowska, J. (1985): Evolution and developmental psychology, London: Harvester.
- Buss, D.M. (1999): Evolutionary psychology. The new science of the mind, Boston: Allyn and Bacon.
- Buss, D.M. (2004): Evolutionäre Psychologie. München: Pearson.
- Coen, E. (1999): The art of genes: How organisms make themselves. Oxford: Oxford University Press.
- Darwin, R.Ch. (1859/1963): Über die Entstehung der Arten xxx
- Darwin, Ch. (1877): A biographical sketch of an infant, *Mind* 2, 285-294; dt. in: Darwin, C. (1998): Sind Affen Rechtshänder? Berlin: Friedenauer Presse, S. 139-171.
- Darwin, R.Ch. (1982): Erinnerungen an die Entwicklung meines Geistes und Charakters (Autobiographie). Köln: Aulis.
- Darwin, R.Ch. (1998): The expression of emotions in man and animals. Hg. und kommentiert von Paul Ekman. Oxford: Oxford University Press.
- Dawkins, R. (1982): The selfish gene. New ed. Oxford: Oxford University Press.
- Dennett, D.C. (1997): Darwins gefährliches Erbe. Hamburg: Hoffmann & Campe.

- Desmond, A., Moore, J. (1992): Darwin: The life of a tormented evolutionist. London: Penguin.
- Dornes, M. (1993): Der kompetente Säugling. Fischer, Frankfurt/Main.
- Dornes, M. (2006): Die Seele des Kindes. Fischer, Frankfurt/Main.
- Fischer, E.P. (2001): Die andere Bildung. München: Ullstein.
- Fischer, P. (2003): Darwins durchgreifender Gedanke. In: *Wiegandt, Fischer* (2003), 13-44.
- Fischer, E.P., Wiegand, K. (2003): Evolution. Geschichte und Zukunft des Lebens. Frankfurt: Fischer.
- Fodor, J. (1983): The modularity of mind: A monograph on Faculty Psychology. Cambridge: MIT Press.
- Fonagy, P., Target, M. (2003): Frühe Bindung und psychische Entwicklung. Gießen: Psychosozial.
- Freud, S., Pfister, O., (1980): Briefe 1909 – 1939. Frankfurt: Fischer. 2.Aufl.
- Fuhr, R., Screckovic, M., Gremmler-Fuhr, M. (2001): Das Handbuch der Gestalttherapie. Göttingen/Hogrefe.
- Ghiselin, M. (1969): The triumph of the Darwinian method. Berkeley: University of California Press.
- Gibson J.J. (1979): Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung. München: Urban & Schwarzenberg.
- Gould, S.J. (1977): Ontogeny and phylogeny. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Gould, S.J. (1988): Time's arrow/Time's cicle: myth and metaphor in the discovery of geological time. Cambridge: Harvard University Press.
- Gould, S.J. (2002): The structure of evolutionary theory. Cambridge: Belknap, Harvard University Press.
- Gould, S.J., Lewontin, R.C. (1979): The spandrels of San Marco and the panglossians program: a critique of the adaptionist programme. *Proceedings of the Royal Society of London*. 205, 281-288.
- Grawe, K. (1998): Psychologische Therapie. Göttingen: Hogrefe.
- Grawe, K. (2004): Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe
- Griffiths, P.E. (1997): What emotions really are. The problem of psychological categories. Chicago: The University of Chicago Press.
- Grossmann, K.E., Grossmann, K. (2002): Einflüsse von Bindungspersonen auf die Entwicklung von Gefühlen, Motiven und Perspektiven über den Lebenslauf. In: *Kretz, H., Lebendige Psychohygiene 2000 plus*. München: Eberhard, 229-249.
- Grossmann, K., Grossmann, K.E. (2004): Bindungen – das Gefühl psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hall, B. (1999): Evolutionary developmental biology. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Hamilton, W.D. (1964): The genetical evolution of social behaviour I and II. *Journal of Theoretical Biology*. 7, 1-52.
- Hamilton, W.D. (1996): Narrow roads of gene land. New York: W.H. Freeman.
- Hardcastle, V.G. (Hrsg.) (1999): Where biology meets psychology. *Philosophical Essays*. Cambridge: MIT Press.
- Herpertz-Dahlmann, B., Resch, F., Schulte-Markwort, M., Warnke, A. (2004): Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen. Stuttgart: Schattauer.
- Hofstra, M. B., Van der Ende, J., Verhulst, F.C. (2002): Child and adolescents problems predict DSM-IV disorders in adulthood: A 14-year follow-up of a Dutch epidemiological sample. *J. of the Amer. Academy of Child and Adolescent Psychiatry* 2, 182-189.
- Huth, W. (1984): Glaube, Ideologie, Wahn. München: Nymphenburger.
- Huth, W. (1995): Flucht in die Gewißheit. Fundamentalismus und Moderne. München: Claudius.
- Kennair, L.E.O. (2004): Evolutionspsychologi. Trondheim: Tapir Akademisk Forlag.
- Keynes, R. (2001): Annes Schatulle, Charles Darwin, seine Tochter und die menschliche Evolution, London: Verlag Fourth Estate.
- Koch, Ch. (2005): Bewusstsein – ein neurobiologisches Rätsel. München: Elsevier.
- Krebs, J.R., Davis, N.B. (1987): Behavioural ecology. Sunderland: Sinauer Assoc.

- Krebs, J.R., Davis, N.B. (1981): Introduction to behavioural ecology. Oxford: Blackwell Scientific Publications.
- Lewontin, R.C. (2001): It ain't necessarily so: The dream of the human genome and other confusions. New York: Granta.
- Lewontin, R.C., Rose, S., Kamin, L.J. (1984): Not in our genes: Biology, ideology and human nature. New York: Pantheon.
- Lorenz, K. (1963): Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression. München: Piper.
- Matejowski, D., Kamper, D., Weniger, G.-C. (Hrsg.) (2001): Mythos Neanderthal. Frankfurt: Campus.
- Mayr, E. (1994): Und Darwin hat doch recht, Charles Darwin, seine Lehre und die moderne Evolutionsbiologie, München, Zürich: Piper.
- Monroe, K. R. (1996): The heart of altruism, perceptions of a common humanity, Princeton N.J.: Princeton University Press.
- Mysterud, I. (2003): Mennesket og moderne evolutionsteori. Oslo: Gyldendak Akademisk.
- Nesse, R.M. (1990): Evolutionary explanations of emotions. *Human Nature*. 1, 261-289.
- Nesse, R.M. (2002): Evolutionary biology: a basic science for psychiatry. *World Psychiatry*. 1, 7-9.
- Nesse, R.M., Williams, G.C. (1995): Evolution and healing: the new science of Darwinian medicine. London: Weidenfeld & Nicolson.
- Nesse, R.M., Williams, G.C. (1997): Warum wir krank werden: Die Antworten der Evolutionsmedizin. München: C.H. Beck.
- Nesse, R.M., Williams, G.C. (1994): Why we get sick. New York: Times Books Random House.
- Nougier, L.-R. (1993): L'art de la préhistoire. Paris: Librairie Général Française.
- Orlinsky, D. E., Rønnestad, M. H. (2005): How psychotherapists develop. A study of therapeutic work and professional growth. Washington: American Psychological Association.
- Papoušek, H., Papoušek, M. (1983): Biological basis of social interactions: Implications of research for an understanding of behavioural deviance. *J. Child. Psychol. Psychiatr.* 24, 117-129.
- Papoušek, H., Papoušek, M. (1991): Frühe menschliche Kommunikation: Biologisches Erbe und Entwicklungspotential. In: *Viebrock, H., Holste, U. (Hrsg.): Therapie, Anspruch und Widerspruch.* Bremen: Bremische Evangelische Kirche, 70-83.
- Papoušek, H., Papoušek, M. (1992): Early integrative and communicative development: Pointers to humanity. In: *Emrich, H.M., Wiegand, M. (eds.): Integrative biological psychiatry.* Berlin: Springer, 45-60.
- Petzold, H.G. (2006): „Gesamtbibliographie Hilarion G.Petzold 1958 – 2006. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 1/2006
- Pinker, S. (1997): How the mind works. London: Norton & Company.
- Plomin, R. (1990): Nature and nurture. An introduction to human behavioral genetics. Pacific Grove Ca.: Brook/Cole.
- Plomin, R. (2000): Behavioral genetics. New York: Worth Publishers.
- Plomin, R., Defries, J.C., Craig, I.W., McGuffin, P. (2002): Behavioral Genetics in the postgenomic Era. New York: APA Books.
- Raff, R. (1996): The shape of life. Genes, development and the evolution of animal form. Chicago: University of Chicago Press.
- Richerson, P.J., Boyd, R. (2005): Not by genes alone. How culture transformed human evolution. Chicago: University of Chicago Press.
- Riedl, R. (2003): Riedls Kulturgeschichte der Evolutionstheorie. Berlin: Springer.
- Rønnestad, M.H., Orlinsky, D. (2005): Therapeutic work and professional development: Main findings and practical implications of a long-term-international study. *Impul . Tidsskrift for Psykologie*, Oslo 2, 20-24.
- Roussot, A. (1997): L'art préhistorique. Luçon: Sud Ouest.
- Rutter, M. (2002): Nature, nurture, and development; From evangelism through science to toward

-
- policy and practice. *Child Development* 73, 1-21.
- Staemmler, F., Merten, R.* (2006): *Aggression, Zivilcourage*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Sterelny, K., Griffiths, P.E.* (1999): *Sex and death. An introduction to philosophy of biology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Tooby, J., Cosmides, L.* (1997): *Evolutionary psychology: a primer*. www.psych.ucsb.edu/research/cep/primer.html.
- Tooby, J., Cosmides, L.* (2000): *Toward mapping the evolved functional organization of mind and brain*. In: *Cazzaniga, M.S.: The new cognitive neuroscience*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 1167-1178.
- Verhulst, F.* (2004): *Kann dissoziales Verhalten vorhergesagt werden? Eine Untersuchung an Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen über einen Zeitraum von 14. Jahren*. In: *Streek-Fischer, A. (2004): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität*. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 208-224.
- Weber, T.P.* (2005): *Darwin und die neuen Biowissenschaften*. Köln: DuMont.
- Williams, G.C.* (1975): *Sex and evolution*. Princeton: Princeton University Press.
- Wilson, E.O.* (1975): *Sociobiology: The new Synthesis*. Cambridge: Harvard University Press.
- Wilson, E. O.* (1998): *Consilience: The unity of knowledge*. New York: Knopf.
- Workman, L., Reader, W.* (2004): *Evolutionary psychology. An introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wuketits, F. M.* (1998): *Eine kurze Kulturgeschichte der Biologie. Mythen - Darwinismus – Gentechnik*. Darmstadt: Wissensch. Buchges.